

Fandom - Safe(r) Space?

Anna Franz, Anna Sarah Gramann, Vera-Matilda Kübler

Abstract:

Der Text „Fandom – Safe(r) Space?“ fragt, ob Fandoms wirklich sichere Orte darstellen. Er zeigt, dass sie zugleich Zuflucht und Konfliktzone sein können – kreativ, empowernd, aber auch ausgrenzend. Zwischen Fanfiction, Mary Sues und Gatekeeping wird deutlich: Fandoms sind keine Utopien aber dennoch eine Zuflucht.

Dieser Beitrag stellt zunächst Fandoms und Safe Spaces generell in Relation. Daraufgehend werden soziale Regeln und Normen in Fandoms angesprochen, wobei anschließend die Frage gestellt wird, für wen Fandoms tatsächlich als Safe Spaces agieren. Abschließend wird die Rolle und Auswirkung der Kritik in Fandoms näher untersucht.

Tags:

#MarySueDeservesBetter, #GatekeepingIsMySuperpower, #YourFanficYourRules, #QueerFanfictionForTheWin

Hier geht's zum Glossar!



Empfohlene Zitierweise: Franz, Anna, Gramann, Anna Sarah, & Kübler, Vera-Matilda (2025). Fandom – Safe(r) Space? UR: Das Journal, 4(1), S. 87-96. DOI: <https://doi.org/10.48646/ur.20250408>

Lizenziert unter der CC-BY-SA 4.0 International Lizenz.

Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung - Keine Bearbeitungen 4.0 International Lizenz zugänglich. Um eine Kopie dieser Lizenz einzusehen, konsultieren Sie <http://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/> oder wenden Sie sich brieflich an Creative Commons, Postfach 1866, Mountain View, California, 94042, USA.

Was ist ein Safe Space? Und was macht ein Fandom dazu?

Fandoms und Safe Spaces sind in der Regel eng miteinander verknüpft. Ein Fandom ist eine Gemeinschaft, die sich um geteilte Interessen bildet. Diese können beispielsweise von Büchern oder Serien bis hin zu Musik, Spielen oder Sport reichen. Sie bieten Subkulturen, in denen alternative Normen, Werte und Identitäten verhandelt werden. Dabei können sie zugleich als Safe Space Zuflucht und Konfliktzone sein. Als Safe Space versteht man einen physischen oder digitalen Raum, in dem sich marginalisierte Gruppen und Einzelpersonen akzeptiert, geschützt und respektiert fühlen. In einem Safe Space hat man keine Angst vor Diskriminierung oder Gewalt.

Laut Fine und Kleinman (1979) tragen Fandoms zu einem Gefühl der Zugehörigkeit und einem Ort für Beziehungsaufbau bei. Sie dienen als einzigartiger Mikrokosmos für Identitätsbildungsprozesse. Durch Interaktionen mit Franchises, Charakteren oder Künstler*innen wird eine gewisse Selbstidentifikation vermittelt – die Geschichten und Personen, die für Fandoms so faszinierend sind und mit denen sich Mitglieder der Fangemeinschaften identifizieren und untereinander austauschen, tragen demnach zur Gestaltung der eigenen Narrative und des Selbstbildes bei.

Fanfiction dient der Identitätsarbeit, gerade für queere Jugendliche oder neurodiverse Personen. Mary Sue-Figuren – ein meist weiblicher fiktiver Charakter, der aufgrund von Mängeln an Fehlern als perfekt angesehen wird – fungieren oft als Projektionsflächen der Selbstfindung, was im Mainstream häufig missverstanden wird (Bacon-Smith, 1992). Sie werden hier öfters als unoriginell und unrealistisch angesehen.

Besonders für LGBTQ+-Personen bieten Fandoms Räume der Sichtbarkeit, Repräsentation und kollektiven Fantasie (Haimson & Tang, 2020). Sie ermöglichen eine transformative Repräsentation jenseits hegemonialer Narrativen. Hier können betroffene Personen ihre Identität erforschen und sich untereinander austauschen und Beziehungen knüpfen, ohne von Außenstehenden kritisiert und verurteilt zu werden.

Kreative Freiheit oder soziale Kontrolle?

Fandoms gelten oft als kreative Freiräume, in denen Fans ihre eigenen Interpretationen, Wünsche und Identitäten entfalten können sei es durch Fanfiction, Fan Art oder Diskussionsplattformen. Doch neben dieser Offenheit entwickeln sich auch soziale Regeln und Normen, die sich hemmend oder gar repressiv auf kreative Ausdrucksformen auswirken können.

Fanfiction ermöglicht es, bestehende Geschichten neu zu erzählen, mit alternativen Enden, eigenen Figuren oder queeren Paarungen etc. Besonders marginalisierte Gruppen nutzen Fanfiction als Mittel der Sichtbarkeit und

Selbstverwirklichung. Ein zentrales Motiv ist die sogenannte Mary Sue, eine oft idealisierte, rebellische und mächtige Figur, die Selbstprojektionen junger Autor*innen verkörpert. Während Mary Sues früher abgewertet wurden, wird diese Kritik heute vielfach als misogyn gelesen. In queeren oder neurodiversen Fandom Spaces steht Mary Sue häufig für Heilung und Empowerment.

Obwohl Fandoms offen erscheinen, bilden sich darin implizite Normen darüber, was als „gute“ oder „authentische“ Fanfiction gilt. Dieses Gatekeeping trennt scheinbar „wertvolle“ Inhalte von weniger akzeptierten Formen.

Bei impliziten Normen handelt es sich um ungeschriebene, aber wirksame Regeln, die durch Gruppendynamik, Feedback oder Schweigen vermittelt werden. Sie beeinflussen, was als akzeptabel gilt, vom Schreibstil über Inhalte bis hin zum Verhalten innerhalb der Community.

Konkrete Beispiele für implizite Normen sind:

Schreibstil-Standards

Grammatikalisch korrekte, tiefgründige Texte gelten als hochwertig. Neulinge oder nicht-muttersprachliche Autor*innen werden oft ignoriert, selbst wenn ihre Ideen kreativ sind.

Akzeptierte Ships (Paarungen)

Nur bestimmte Pairings (z.B. „Drarry“, Draco/Harry Potter in Harry Potter) gelten als „richtig“. Wer seltene oder kontroverse Ships schreibt, wird mitunter ausgegrenzt.

Repräsentation und Moral

Geschichten sollen sensibel mit Themen wie Queerness oder Trauma umgehen. Wer sich nicht korrekt ausdrückt oder heikle Themen (z.B. in Darkfics) behandelt, kann durch Callouts unter Druck gesetzt oder gar gecancelled werden.

Community-Verhalten

Kritik oder Hinterfragen beliebter Werke wird negativ bewertet. Wer sich zu kritisch äußert, gilt als „Drama-Macher“.

Diese Normen entfalten eine starke soziale Wirkung, weil sie selten bewusst hinterfragt werden. Sie erzeugen stillen Konformitätsdruck und beeinflussen, wer sich willkommen fühlt. Wer sich nicht anpasst, riskiert Ausschluss, auch ohne explizite Regelverletzung. Sie sind unsichtbare, aber wirksame Schranken innerhalb der Fankultur.

Es ist notwendig, diese Normen bewusst zu machen und offen anzusprechen. Nur so können pluralistische Räume entstehen, in denen Vielfalt akzeptiert und Machtverhältnisse reflektiert werden. Implizite Normen sind nicht grundsätzlich negativ, sie können auch Orientierung bieten und ein Gefühl von Gemeinschaft stiften. Entscheidend ist aber, dass sie transparent, verhandelbar und inklusiv sind.

Kristina Busse (2013) beschreibt das kollektive Gedächtnis eines Fandoms als Maßstab, an dem neue Mitglieder gemessen werden, mitunter zum Nachteil dieser.

Gatekeeping zeigt sich durch:

Kritik an bestimmten Ships (z. B. Altersunterschiede, queere Beziehungen)

Ablehnung bestimmter Tropes (z. B. Mary Sues oder OCs)

Ausschluss von Neulingen ohne „Lore“-Kenntnis

Manche Communities betreiben aktives Mentoring: Neue Mitglieder werden durch Kommentare, Empfehlungen oder Chats sozialisiert. Bacon-Smith (1992) bezeichnet dies als „ritualisierte Aufnahme“. Dies kann hilfreich sein, führt aber auch zu Anpassungsdruck und Verlust individueller Ausdrucksformen. Das unausgesprochene Motto lautet oft: „You’re welcome here, but only if you play by our rules.“

Plattformen wie AO3 oder Fanfiction.net fördern Feedback-Kulturen über Kommentare, „Kudos“ oder Empfehlungen. Dies erzeugt Hierarchien: Populäre Pairings und Canon-nahe Plots bekommen mehr Aufmerksamkeit. Queere, experimentelle oder nicht-westliche Inhalte gehen oft unter. So zeigt sich soziale Kontrolle subtil, aber wirkungsvoll: Was nicht gefällt, wird ignoriert statt verboten. Gatekeeping ist ambivalent. Es kann toxische Inhalte und Plagiate verhindern, aber auch kreative Vielfalt unterdrücken. In manchen Gruppen entstehen exklusive Räume mit Zugangsvoraussetzungen, etwa bestimmte Ships oder Diskurse. Kontroverse Inhalte (z. B. Darkfic) führen manchmal zu „Cancel Culture“ oft ohne Reflexion über Fiktionalität oder künstlerische Freiheit.

Spannungsfeld Fandom

Fandoms bewegen sich im Spannungsfeld zwischen kreativer Selbstentfaltung und sozialer Regulierung. Während sie Räume für queere Erzählungen und Empowerment schaffen, entstehen gleichzeitig neue Regeln, die Anpassung fordern. Diese widersprüchlichen Dynamiken sind nicht auflösbar, sie sind ein konstitutiver Bestandteil moderner Fankultur.

Fandoms als Safe Space – aber für wen?

Fandoms werden häufig als Safe Spaces beschrieben – Orte des Rückzugs, der kreativen Entfaltung und Gemeinschaft für Menschen, die sich in der Gesellschaft nicht vollständig repräsentiert fühlen. Doch die Vorstellung eines universellen Safe Space ist nur ein Scheinbild: Was für manche ein geschützter Raum ist, kann für andere ein Ort des Ausschlusses oder der Unsichtbarkeit sein. Deshalb braucht es eine intersektionale Perspektive, die berücksichtigt, wer in Fan Spaces eingeschlossen ist.

Fandoms bieten queeren Fans oft eine erste Möglichkeit, alternative Beziehungskonzepte (z.B. Slash Fiction) oder Identitäten jenseits heteronormativer Repräsentation zu erleben und sichtbar zu machen. In der Studie von Haimson & Tang (2020) berichten etwa transgeschlechtliche und nichtbinäre Fans, dass sie durch Fandoms erstmals positive Rückmeldungen zu ihrer Selbstwahrnehmung bekamen.

Die Struktur von Fandom-Plattformen (klare Regeln, spezialisierte Interessen, schriftbasierte Interaktion) wird oft auch von neurodiversen Personen, etwa autistische Personen, als zugänglich und regulierbar empfunden. Black et al., 2019 belegen z.B., dass diese Räume soziale Stressoren reduzieren und Empowerment fördern.

Fandoms erlauben es, außerhalb traditioneller Genderrollen zu agieren. Fanfiction, besonders aus weiblicher Perspektive, wird zum Raum feministischer Praxis. Mary Sue-Figuren oder romantische Geschichten im Alternate Universe (AU) werden zum Ausdruck von Selbstermächtigung. Dennoch werden sie häufig aufgrund ihrer Unseriosität, ihrem Mangel an Tiefe, oder Ähnlichem abgewertet.

Safe Spaces, auch in Fandoms, sind nicht automatisch inklusiv. Zahlreiche Gruppen erfahren weiterhin Ausschluss oder fehlende Sichtbarkeit. Viele Fandoms – insbesondere westlich geprägte Fandoms – reproduzieren weiß dominierte Narrative, sowohl in der Auswahl der Lieblingscharaktere als auch in Fanart oder Fanfiction. Figures of Color werden etwa seltener „geshippt“, oft „race-bent“ (weiß gemacht, whitewashing) oder marginalisiert. Pande (2020) spricht hier von „whiteness both as default and as neutral in fandom spaces“.

Der Zugang zu Fandoms erfordert oft Zeit, Technik und digitale Kompetenz. Das schließt viele aus, die keine stabile Internetverbindung, kein gutes Englisch oder kein Wissen über Plattformmechanismen besitzen. (Fehlende) Sprachkompetenzen können zu Ausschlüssen führen. Die Dominanz der englischen Sprache auf Plattformen wie AO3, Reddit oder Tumblr führt dazu, dass nicht-westliche Fans oder Fans, die kein Englisch sprachen, unterrepräsentiert sind oder nicht ernst genommen werden. So werden etwa kulturelle Codes nicht verstanden, weil sie im Übersetzungsprozess ‚verloren gehen‘.

Spannungsfeld: Rückzug vs. Streitkultur

Innerhalb von Fandoms existieren unterschiedliche Vorstellungen davon, was ein Safe Space leisten soll. Stitch (2021) erklärt etwa, "[q]ueer fandom isn't utopia. It's full of fractures, hierarchies, and contradictory needs."

Für manche bedeutet „Safe Space“ Rückzug vor toxischen Diskursen, Triggern und Kritik. In einem solchen Fall kann der Wunsch nach „comfort zones“, Triggerwarnungen, klaren Regeln geäußert werden. Für andere bedeutet ein „Safe Space“ einen Ort des Widerstands, wo politische Auseinandersetzung stattfindet.

Bei einem solchen Verständnis wird Kritik an problematischen Tropes geübt und Normen werden aktiv hinterfragt. Diese unterschiedlichen Erwartungen führen häufig zu Konflikten, beispielsweise wenn bestimmte Inhalte kritisiert werden, die für andere Schutzräume darstellen (z. B. Darkfic vs. Anti-Trigger-Kultur).

Ein Safe Space ist also nicht für alle gleich sicher und der Begriff sollte nicht verabsolutiert werden. Fandoms sind mehrdimensionale Räume, in denen sich Schutz, Zugehörigkeit, aber auch Ausschluss und Hierarchien überlagern. Um Fandoms tatsächlich sicherer zu machen, braucht es intersektionale Inklusion, Empowerment auch für „unsichtbare“ Fans und Diskurse über Macht, Sprache und Zugang. Nur wenn diese Differenzen anerkannt werden, kann das Potenzial von Fandoms als transformative soziale Räume eingelöst werden.

Kritik als Gefahr oder Katalysator? – Ambivalenzen in Fandoms als Safe Spaces

Wie bereits in dem vorherigen Abschnitt erläutert, können Fandoms Rückzugsräume für marginalisierte Gruppen darstellen, insbesondere für queere, weibliche oder neurodiverse Menschen. Doch innerhalb dieser vermeintlich geschützten Räume wird Kritik ambivalent wahrgenommen. Die Frage, ob Kritik mit dem Gedanken eines Safe Space in Fandoms vereinbar ist, wird im Folgenden näher betrachtet.

Konstruktiv und destruktiv – Wo liegt der Unterschied?

Zunächst gilt es, zwischen konstruktiver und destruktiver Kritik zu unterscheiden. Konstruktive Kritik dient dem Austausch, der Weiterentwicklung von Ideen und der gegenseitigen Ermutigung. Sie bildet die Grundlage für ein produktives Miteinander innerhalb sozialer Gruppen, auch im digitalen Raum (Juhre, 2002, S.14). In Fandom-Kontexten äußert sich diese Art der Kritik etwa in Form von Feedback zu Fanfiction, das Aspekte wie Inhalt, Stil oder Charakterentwicklung aufgreift und Verbesserungsvorschläge bietet, ohne die Verfasser*innen persönlich anzugreifen. Gerade in einem Fandom kommt es häufiger zu unterschiedlichen Ansichten auf bestimmte Werke oder Charaktere. Sollte nun ein*e Leser*in diese Ansicht nicht teilen kann es dazu führen, dass die Idee hinter der Fanfiction kritisiert wird. Diese Art der Kritik ist meist weder konstruktiv noch angemessen, da die*der Autor*in die Kritik in Form einer Verbesserung oder Änderung des Geschriebenen nicht umsetzen kann, ohne dabei den eigentlichen Entwurf zu verwerfen. Besonders problematisch sind dabei toxische Dynamiken, wie sie sich häufig in Kommentarspalten, Foren oder anonymen Plattformen entfalten. Dort richtet sich die Kritik nicht mehr ausschließlich gegen das Werk selbst, sondern zunehmend auch gegen die Person hinter dem Inhalt. Dieser Punkt ist daher deutlich der destruktiven Kritik zuzuordnen, die auf Ausschluss,

Herabsetzung oder Kontrolle abzielt. Destruktive Kritik erfüllt häufig eine soziale Funktion: Sie dient der Reproduktion und Absicherung bestehender Machtverhältnisse etwa durch sexistische, rassistische oder queer-feindliche Positionierungen und dem damit einhergehenden Ausschluss dieser Gruppen (Click, 2019, S. 14).

Kritik in Fandoms ist ambivalent: Sie kann als produktiver Impuls zur Weiterentwicklung beitragen oder als Mittel zur sozialen Ausgrenzung fungieren. Da dies jedoch keinen Aufschluss über die Frage gibt, inwiefern bei einem Fandom von einem Safe Space gesprochen werden kann und welche Rolle die Kritik dabei spielt, wird im Folgenden auf Clicks (2019a) „Anti-Fandom: Dislike and Hate in the Digital Age“ eingegangen, in dem die Formen, Funktionen und kulturelle Bedeutung von Ablehnung und Hass in der heutigen Medienlandschaft, insbesondere in digitalen Räumen untersucht werden.

Anti Fandoms

In ihrem Sammelband „Anti-Fandom: Dislike and Hate in the Digital Age“ analysiert Melissa A. Click (2019a) die Erscheinungsform sogenannter Anti-Fans. Personen, die intensive negative Gefühle gegenüber bestimmten Inhalten, Charakteren oder Genres hegen. Alfred L. Martin Jr. übernimmt in seinem Text die Ausführung Jonathan Grays, der Anti-Fans definiert als Rezipient*innen, die ein Werk für „dumm“, „moralisch verwerflich“ oder „ästhetisch minderwertig“ halten (Martin Jr., 2019, S.167). Das Internet und die sozialen Medien haben das Phänomen des Anti-Fandoms deutlich intensiviert, sichtbar gemacht und gleichzeitig Plattformen geboten, die Räume für kollektive Kritik bieten (Click, 2019b, S. 7). „Anti-fans“, deren Kommentare und die darin enthaltene Kritik stellen eine Hürde dar, wenn es darum geht, innerhalb von Fandoms Safe Spaces aufzubauen. In der Theorie bieten Safe Spaces geschützte Räume, in denen sich marginalisierte Stimmen frei entfalten können. Doch die massive Präsenz von Anti-Fandom-Strukturen macht deutlich, dass innerhalb von Fandoms, gerade in den Sozialen Medien, auch Exklusion, Herabwürdigung und Abgrenzung stattfinden (Click, 2019b, S.6f.). Dieser Aspekt eröffnet jedoch eine paradoxe Perspektive auf Anti-Fans selbst: Auch sie bilden eine Gemeinschaft mit ähnlichen Meinungen, in denen Fanfiction und Identitätsbildung einen Platz findet. Es stellt sich also wiederum die Frage, ob nicht auch Anti-Fans strukturelle Merkmale eines Safe Spaces aufweisen: Schutz, Gemeinschaft, kreative Produktion. Daraus wiederum ergibt sich ein Spannungsfeld: Ist Kritik – insbesondere destruktive – ein Hinweis auf das Scheitern des Safe-Space-Prinzips in Fandoms? Oder kann Kritik, auch in ihrer negativen Form, eine Community schaffen, in der die Regeln des Safe Space gelten?

Fandom - Safe or unsafe?

Ein weiteres Spannungsfeld ergibt sich aus Diskursen um Queerness und Inklusivität in Fankulturen. Die qualitative Untersuchung von McInroy und Craig (2020) belegt, dass insbesondere queere Jugendliche in Fandoms Räume finden, in denen sie ihre geschlechtliche und sexuelle Identität entdecken, erproben und festigen können. Die Autor*innen beschreiben Fandoms als Orte, die Jugendlichen ermöglichen, verschiedene Identitäten kennenzulernen und erste Erkenntnisse über die eigene Identität zu sammeln. So erkannten Teilnehmer*innen der Untersuchung beispielsweise, durch Fanfiction über asexuelle Charaktere ihre eigene Asexualität (McInroy & Craig, 2020, S.4). Auch das aktive Schaffen von Fanwork – etwa das Schreiben oder Illustrieren eigener Werke – ermöglicht Selbstreflexion und kreative Freiheit (McInroy & Craig, 2020, S.5f.). Die Möglichkeit, online anonym und unter Pseudonym zu agieren, reduziert dabei die Angst vor Ausgrenzung und erlaubt es Jugendlichen wie Erwachsenen, sich in einem geschützten Rahmen mit Gleichgesinnten weltweit zu vernetzen (McInroy & Craig, 2020, S.5f.). Fandoms können somit als unterstützende, oft sogar als „safe like heaven“ empfundene Umgebungen verstanden werden. Diese transformative Funktion von Fandoms als „supportive communities“ kann jedoch auch durch „gatekeeping“ und „exclusionary practices“ unterwandert werden. Emma A. Jane warnt in Ihrem Beitrag (Jane, 2019) beispielsweise vor „e-bile“ (Cklick, 2019b, S.16), digitaler Hassrede, die insbesondere Frauen betrifft und Gewaltandrohungen beinhaltet. Fandoms sollten daher, wie bereits anhand des Zitats von Stitch (2021) dargestellt, nicht als Utopie angesehen werden. Es kommt hier häufig zu Konflikten, etwa wenn nicht-normative Ausdrucksformen oder unübliche Perspektiven nicht anerkannt oder aktiv marginalisiert werden. Meist wird dies durch Hasskommentare oder einer anderen Art von Ausgrenzung und Herabsetzung verdeutlicht.

In diesem Zusammenhang spielt auch die Wahrnehmung von Kritik eine Rolle. Wird sie als normativ-überheblich oder autoritär wahrgenommen, kann sie das Gefühl von Sicherheit massiv stören. Die Grenze zwischen Meinungsäußerung und Diskriminierung wird in vielen Fällen oft überschritten und widerspricht damit dem Grundverständnis eines Safe Spaces, der auf Sicherheit, Respekt und sozialer Anerkennung basiert. Reflektierte Kritik kann hingegen das Sicherheitsgefühl stärken. Wenn Mitglieder einer Community erleben, dass ihre Perspektiven gehört und wertgeschätzt werden – auch wenn sie von der Mehrheitsmeinung abweichen –, entsteht ein Raum für Selbstverwirklichung und Dialog (McInroy & Craig, 2020, S.7). Kritik wird in solchen Fällen nicht als Angriff, sondern als Ausdruck von Respekt verstanden. Die Konstruktive Kritik kann demnach als Katalysator innerhalb eines Safe Space gesehen werden: Sie fördert das kreative Wachstum und stärkt die Community, ohne diese zu spalten oder hemmend zu wirken.

Voraussetzung dafür ist jedoch eine Einigung auf feststehende Regeln bezüglich der Kommunikation, die die soziale Diversität aktiv anerkennt und unterstützt. Ob eine solche Regelung umsetzbar ist, ist abhängig vom jeweiligen Fandom und den darin herrschenden Dynamiken. Es bleibt demnach auch nach dieser Gegenüberstellung einzelner Argumente offen, ob Kritik in Fandoms als Katalysator oder Gefahr anzusehen ist. Jedoch wurde in der Untersuchung des Themas deutlich, dass beide Ansichten ihre Berechtigung haben und es am Ende bei der rein subjektiven Einschätzung der Person selbst liegt.

Hate or dislike of a text can be just as powerful as can a strong and admiring, affective relationship with a text, and they can produce just as much activity, identification, and meaning, and 'effects' or serve just as powerfully to unite and sustain a community or subculture. (Gray 2005, S.841, nach Click, 2019b, S. 3).

Ob Fandoms also Safe Spaces sind, lässt sich nicht abschließend beantworten – wohl aber feststellen, dass sie das Potenzial dazu besitzen, wenn ihre Strukturen aktiv hinterfragt und solidarisch gestaltet werden. Es bedarf kontinuierlicher Reflexion über Zugang, Sprache, Repräsentation und soziale Regeln, um diese Räume tatsächlich inklusiv zu gestalten.

Literaturverzeichnis

- Bacon-Smith, C. (1992). *Enterprising women: Television fandom and the creation of popular myth*. University of Pennsylvania Press.
- Black, R., Greenhill, A., & Holmes, K. (2019). It's like a safe haven fantasy world: Online fandom communities and the identity development activities of sexual and gender minority youth. *Psychology of Popular Media*, 9(2), 236–246.
- Busse, K. (2013). Fan cultures and fan texts: Subversive or disciplined? In K. Hellekson & K. Busse (Eds.), *The Fan Fiction Studies Reader* (pp. 73–88). University of Iowa Press.
- Click, M. A. (Ed.). (2019). *Anti-fandom: Dislike and hate in the digital age*. New York University Press.
- Fathallah, J. (2015). *Fanfiction and the author: How fanfic changes popular cultural texts*. Amsterdam University Press.
- Fanlore. (n.d.). Fandom as a safe space. Fanlore Wiki.
- Fine, G. A., & Kleinman, S. (1979). Rethinking subculture: An interactionist analysis. *American Journal of Sociology*, 85(1), 1–20.
- Gray, J. (2019). "How Do I Dislike Thee? Let Me Count the Ways." In M. A. Click (Hrsg.), *Anti-Fandom: Dislike and Hate in the Digital Age* (S. 25–41). New York University Press.
- Haimson, O. L., & Tang, J. C. (2020). *Transformative spaces: How fandom creates communities of support for LGBTQ+ people*. CSCW Companion Publication.
- Jane, E. A. (2012, 2014). E-bile: Digital hate speech and misogyny in online culture. In M. A. Click (Ed.), *Anti-Fandom* (S. 42–62). New York University Press.
- Juhre, R. (2002). *Kritikgespräche konstruktiv führen*. Verlag für angewandte Psychologie.
- McInroy, L. B., & Craig, S. L. (2020). "It's like a safe haven fantasy world": Online fandom communities and the identity development activities of sexual and gender minority youth. *Psychology of Popular Media*, 9(2), 1–12.
- Pande, R. (2020). *How (not) to talk about race: A critique of methodological practices in fan studies*. University of Western Australia.
- Stitch. (2021, August 19). *Queer fandom spaces aren't utopia: On queer fandom and the radicalization of the underdog (Part One)*. Teen Vogue.